

Rudolf Strohmeyer

Shuafat

Ein Palästina-Thriller

© 2024 Rudolf Strohmeyer

Lektorat / Korrektorat: Matthias Schlicke

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99165-441-4 (Paperback)

978-3-99165-515-2 (Hardcover)

978-3-99165-516-9 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Das vorliegende Buch ist ein Roman; Handlung und Personen sind daher reine Erfindungen. Bei jenen Abschnitten, die sich mit historischen Ereignissen beschäftigen, wird hingegen Faktentreue angestrebt.

In der Schilderung von Lokalitäten, Gebräuchen und alltäglichen Lebensumständen nehme ich mir jene Freiheiten, die dem Erzähler einer fiktiven Geschichte nun einmal zustehen.

*Für meine liebe palästinensische Freundin Bayan, ohne
die es dieses Buch nicht gäbe.
Und für alle Menschen, die dafür bestraft werden,
Palästinenser zu sein.*

Vorwort

Meine langjährige Freundschaft mit einer palästinensischen Familie brachte es zwangsläufig mit sich, dass ich nicht nur deren persönliche Flucht- und Leidensgeschichte in allen entsetzlichen Details kennenlernen lernte. Ich begann mich auch zu interessieren, worin die Ursachen der Jahrzehntelangen Unterdrückung des palästinensischen Volkes samt all der schrecklichen Folgen von Terrorattacken, Selbstmordanschlägen und israelischer Missachtung völkerrechtlicher Grundsätze liegen.

Für einen Autor stellt es eine merkwürdige Erfahrung dar, wenn die persönliche Beschäftigung mit einem bestimmten Thema plötzlich weltweite Aktualität gewinnt. Als am 7. Oktober 2023 der unfassbar grausame Angriff der Hamas auf Israel stattfand, war das Manuskript zu »Shuafat« zu etwa 2/3 fertiggestellt.

Einerseits zeigen die jüngsten Ereignisse mit erschütternder Deutlichkeit, dass die bis dato praktizierten Versuche der israelischen Regierungen, das Palästinaproblem nicht zu lösen, sondern es einfach aus dem politischen Diskurs auszublenden, dieses in Wirklichkeit zu einem Pulverfass mit brennender Lunte gemacht haben. Andererseits, und das ist für mich als Autor eine entscheidende Erfahrung, offenbaren die öffentliche Diskussion und die vielfach einseitige oder zumindest unzulässig vereinfachende mediale Berichterstattung eine nach wie vor erschreckend weitverbreitete Unkenntnis der Geschichte des palästinensischen Volkes.

Diese Unkenntnis ein wenig zu mildern, ist das erklärte Ziel des vorliegenden Buches. Bei entsprechend aufmerksamer Lektüre wird man erkennen, dass ich nach Möglichkeit vermieden habe, allzu einseitige Stellungnahmen für oder wider abzugeben.

Zunächst musste ich natürlich die alles entscheidende Frage klären, in welcher Form der quasi geschichtliche Stoff präsentiert werden sollte, ohne zu langweilen oder mangels interessanter stofflicher Einkleidung zu wenig Interesse zu erwecken. Eine Biografie einer vollkommen unbekannten palästinensischen Frau, so abenteuerlich sie auch immer sein mag, scheint mir allein deswegen nicht zielführend, weil damit schon jenes Interesse vorausgesetzt würde, das erst durch die Geschichte selbst zu erwecken wäre.

Es bot sich daher als naheliegende Lösung an, auf eine bewährte literarische Gattung zurückzugreifen: auf den Thriller, genau genommen den Politthriller. Selbstverständlich bin ich mir bewusst, dass es Menschen geben wird, die eine derart banale literarische Gattung als unangemessen seicht für die Behandlung eines so wichtigen Themas wie die Lösung des sogenannten »Nahost-Konflikts« erachten.

Diesen Menschen antworte ich mit einem Zitat des österreichischen Dichters Hugo von Hofmannsthal: »Die Tiefe muss man verstecken. Wo? An der Oberfläche.«

Der Autor, im Dezember 2023

Wer in einer gerechten Sache schweigt, ist wie der, der
in einer ungerechten schreit.
(Arabisches Sprichwort)

Prolog

Was sie zuerst sahen: eine Staubwolke. Als wäre eine Kanonenkugel eingeschlagen, stieg sie in den blauen Himmel empor. Entzog die Kuppeln und Minarette der auf ferneren Hügeln liegenden Stadt Yerushalayim für kurze Zeit ihren Blicken.

Noch lag das Land ruhig. Friedlich graste das Weidevieh, rupfte das kurzstoppeligedürre Gras zwischen den Sykomoren und Olivenbäumen. Die niedrigen, primitiv aus Stein und Lehm gemauerten, innen gewölbten Häuser mit den winzigen Fensterlöchern gruppierten sich um einen Brunnen. Als Mittelpunkt des Dorfes bildete er einen Ort der Versammlung und des geselligen Austausches, spendete in den langen Dürreperioden das so rare und kostbare Wasser.

Wenig später erkannten sie, was jetzt auf dem Kamm einer der welligen Bodenerhebungen, die diesem Landstrich sein Gepräge verliehen, aufgetaucht war. Reiter, etwa von der Fingerzahl zweier Händepaare. Hin und wieder blitzte es, wenn sich die Strahlen der sengenden Mittagssonne in den Läufen von Vorderlader-Gewehren oder den Klingen hochgereckter Säbel brachen.

Die Bauern, die im spärlichen Schatten der niedrigen Steinmauer auf ihren Fersen hockten, sahen einander an.

»In shaa' allah!«, stieß Marwan Najjar durch die zusammengebissenen Zähne hervor. Als er die fragenden Blicke seiner Freunde registrierte, erklärte er: »Es sind die Mamelucken des *Schlächters*.«

»Ya 'ilahi!«, antworteten die Männer beinahe wie aus einem Munde und versuchten erst gar nicht, ihr Erschrecken zu verbergen.

Mit stummer Gebärde winkte Najjar den Frauen und Kindern zu, die am Brunnen Wasser schöpften. Rasch und ohne unnötig Zeit zu verlieren, verschwanden diese im Inneren der umliegenden Häuser.

Die Reiterschar sprengte heran. Mit hoch erhobenem Arm, seinen Saif, den arabischen Krummsäbel, mit lockeren Handgelenk im Kreis schwenkend, gebot der Anführer Halt. In wütendem Schnauben gehorchten die vollblütigen Hengste der brutalen Zügelung durch ihre Reiter. Deren bärtige Gesichter unter den bunten Turbanen glänzten von Schweiß. Keiner der Kriegssklaven sprach ein Wort, aber manche Münder verzogen sich zu einem lautlosen Lachen, das kräftige Zähne entblößte. Dieses Lachen hatte nichts Einnehmendes, oder gar Freundliches.

Nun lenkte der Anführer – der seidene, rot-golden bestickte Kaftan wie auch die Größe und kunstvolle Wickeltechnik des Turbans wiesen ihn als solchen aus – sein Pferd vor die Gruppe der alten Bauern, die sich natürlich längst schon erhoben hatten und, auf Würde bedacht und dennoch demutsvoll, geraden Blicks die Angekommenen empfingen.

»Wer von euch Schakalen und Fliegengeschmeiß ist der Dorfälteste?«, bellte der Mameluckenführer.

»As-salamu alaykum! Möge deine Nachkommenschaft zahlreich sein und der Segen des Herrn über deinem Hause walten! Ich bin es. Marwan Najjar. Und Ihr seid ein Gesandter der Hohen Pforte, ein Mutassalim des Ahmad al-

Jazzar, seines Zeichens Gouverneur von Sidon und oberster Verwalter der Provinz von Damaskus.«

»Du Hund und Sohn einer Hündin! Wer hat dir erlaubt, den Namen des Herrn der drei Rossschweife und aller Mamelucken-Beys in dein dreckiges Maul zu nehmen?« Das Gesicht des Mamelucken-Anführers spaltete eine Zornfalte. Sein ohnehin schon fratzenhaftes, durch einen abenteuerlich geschwungenen Schnurrbart zusätzlich verhässlichtes Aussehen glich genau jenem Unheil, das sich in den beleidigenden Worten anzukündigen schien.

Najjar verzog keine Miene. »Es geschah nur, um Euch Freude zu bereiten und der Lobpreisung unseres geliebten Landesherren wegen, dass ich den Namen des siegreichen Helden von Akkon mit meinem unwürdigen Munde aussprach.«

Der Anführer spuckte dem Bauern ins Gesicht. »Du weißt also, weswegen wir diesen Kothaufen hier, den ihr Dorf nennt, mit unserem Besuch beehren?«

Ohne seine Gelassenheit im Mindesten zu verlieren, wischte sich der Bauer die Spucke aus dem Gesicht. »Ihr wollt eintreiben, was wir der Hohen Pforte mit vollem Recht schulden. Die Zeit ist gekommen, den Zehnten zu entrichten. Der Herr machte unser Vieh fruchtbar und gar gewaltig hat sich die Zahl unserer Ziegen, Schafe und Rinder vermehrt. Nehmet euch den gerechten Anteil und möge der Segen des Herrn weiterhin auf unserem Gebieter ruhen.«

»Was geht uns dein dreckiges Vieh an!«, schrie der Mameluck mit sich überschlagender Stimme. »Soll Pascha al-Jazzar seine Söldner mit Ziegenscheiße bezahlen? Ganz

Palästina entrichtet die Steuer in bar. Ihr schuldet der Hohen Pforte 130 Schekel. Und beeilt euch, meine Männer sind hungrig und müde, und es warten ihrer die Weiber von Hebron.«

Najjar drehte sich zu seinen Freunden um, tauschte Blicke mit ihnen. Dann wandte er sich wieder dem Mamelucken-Bey zu.

»Erlaubt Herr, wir wussten nicht von dieser neuen Bestimmung. Lasst uns noch zwei Tage Zeit. Man wird uns Kredit gewähren in Yerushalayim. Wenn auch der Zins 30 Prozent beträgt, aber fern sei es von uns, dem Pascha zu verwehren, was ihm zusteht.« Er machte eine kurze Pause und ignorierte die höhnisch lächelnde Fratze seines Gegenübers: »Allerdings will es mir scheinen, dass eine Summe von 130 Schekel nicht ganz dem entspricht, was unsere bescheidene Land- und Viehwirtschaft an Gewinnen abzuwerfen vermag.«

Nun war es an dem Mamelucken, sich zu seinen Männern umzudrehen. Allerdings sprach oder bellte er – anders als bellend schien er sich kaum je zu äußern – kein Wort, sondern hob nur stumm den Arm. Einer der Kriegssklaven warf ihm eine Pferdepeitsche mit einem beinahe 4 Meter langen Riemen zu.

Der Bey wandte sich an Najjar. »Du hast die Wahl, du Missgeburt einer Sklavendirne. 130 Peitschenhiebe für dich oder für dein Huren-Weib. Verscherze es dir nicht mit meiner Gnade, oder ihr bekommt beide, was ihr verdient.«

Wehklagend und um Nachsicht flehend sanken die Freunde das Alten auf ihre Knie, beugten die Häupter bis auf den staubigen Grund, warfen sich Sand auf ihre Tur-

bane, jammerten herzzerreißend und deuteten an, die Hufe des Pferdes zu küssen, das den Mutassalim trug. Nur Najjar blieb aufrecht stehen, öffnete schweigend seinen Burnus und ließ ihn zu Boden gleiten. Das dünne Untergewand behielt er an, drehte sich um und stützte sich mit den Armen an der Steinmauer ab.

Der erste Hieb zerriss Fleisch und zerriss doch auch viel mehr. Die Hoffnung, es würde endlich eine Zeit des Friedens anbrechen, erwies sich einmal mehr als trügerisch. Es bedurfte keiner äußeren Feinde, um Gewalt und Terror im *verheißenen Land* nie enden zu lassen. Das Blut des Gefolterten tränkte den staubigen Boden, sickerte ein und vermischt sich mit dem der Opfer aus den Schlachten vieler Jahrhunderte.

Israel hatten die Urväter dieses Land getauft, *Gott führt Krieg*.

Und es interessierte Gott nicht, ob es Sieger oder Verlierer gab. Ein Krieg, der nie endet, kennt keinen Sieger.

Das Weinen der Männer dauerte an. Wieder und wieder vermischt sich das entsetzliche Knallen der Peitsche mit den ohnmächtigen Schmerzensschreien des Bauern. Geifernd würzte der *Schlächter*-Scherge seine weitausholenden Hiebe mit unflätigen Beschimpfungen. Aus den umliegenden Häusern vernahm man das jammervolle Kreischen und Klagegeheul der Frauen des Dorfes. Hunde bellten in der Ferne.

Und der Bey schlug zu, keuchte vor Anstrengung, ließ aber nicht ab, sein Opfer auf das Wüsteste zu verfluchen. Aus den Reihen der Kriegssklaven stieg von Zeit zu Zeit meckerndes Gelächter auf.

»Dreißig«, zählte der Folterknecht des *Schlächters* von Akkon, als plötzlich der Bauer zusammenbrach. Ein Zittern lief durch den blutenden Körper, ein letztes Mal öffnete der Sterbende den Mund, sprach einige unverständliche Worte. Dann brachen seine Augen und der Tod beendete das grausame Schauspiel.

Mit verärgerter Wurfgeste schleuderte der Mamelucken-Bey die blutgetränkte Peitsche unter seine Vasallen. »Nehmt so viel Vieh, als wir nur mit uns zu führen vermögen! Dann verbrennt das restliche Getier, die Ställe, die Felder und die Öl- und Maulbeerbäume!« Er riss den Zügel seines Pferdes herum, hob den Arm zum Zeichen des Aufbruchs.

Dann stutzte er. Sein Tier zu einem der angstschlotternd auf dem Boden kauernden Bauern lenkend, stieß er diesem die Scheide seines Säbels in die Seite. »Antworte, du Hundesohn! Wie nennt sich dieses verkommene Dorf eigentlich?«

Der alte Mann wagte nicht, die Augen zu erheben. »Dieses Dorf, oh Gesandter des Pascha, dieses Dorf heißt Shuafat.«

Teil 1 Basharat

Kapitel 1 – Die Ankunft

Man merkt, dass die Schulferien begonnen haben. Der frühmorgendliche Berufsverkehr schüttelt sich unaufgeregt die Bettschwere aus den Rädern. Die öffentlichen Verkehrsmittel passen ihr Angebot der verringerten Nachfrage an. Sogar die Radfahrer träumen unkonzentriert von Hängematten in Urlauberparadiesen. Und versetzen den Pedalen Tritte, als wären diese rohe Eier, die man nicht zerbrechen dürfe.

Ich hingegen? Ich kann von Ferienträumen nur träumen, denn für mich gibt es keinen Urlaub. Ich bin Pensionist, Pensionär, Rentner, aufs Abstellgleis geschoben, ausgemustert. Egal, wie man es nennt. Mein Leben ist ein Dauerurlaub.

Und dennoch bin ich heute schon zu recht früher Morgenstunde unterwegs, mische mich als Zaungast unter das zur Arbeit fahrende ausgedünnte Lohnsklavenheer. Straßenbahn, Linie 1. Die Mehrheit der Fahrgäste würde glatt das Jüngste Gericht verpassen, weil sie zu sehr von den Mini-PCs, auch verharmlosend Handys genannt, beansprucht wird. Fluch der Unterhaltungselektronik: Immer weniger Menschen wollen sich von dem ablenken lassen, womit sie sich ablenken!

An den Fenstern gleiten die Fassaden der Vorstadtviillen vorbei, hinter denen scheinbar nichts zum Leben erwacht. Im Licht der Sommermorgensonne dämmert hundertjährige Geschichte, im Verputz der Mauern zwischen Erinnern und Vergessen schwebend. Auch die grünen

Vorgärtchen sind wie Gräber, gleichen unerfüllten Wünschen.

Mir fällt ein junger Mann auf, der als große Ausnahme kein Handy in seinen Händen malträtiert. Das macht mich neugierig. Ich sehe, dass er sich mit etwas beschäftigt. Da er nur mit Jeans und T-Shirt bekleidet ist, sind seine Armbewegungen gut erkennbar.

Kreischend biegt die Tram in die rechtwinklig abbiegende Leonhardstraße ein. Ich beuge mich vor, spähe zu den Händen des jugendlichen Fahrgasts. Was tut er? Er wird doch nicht ... der Hosenschlitz ... Nein. Die Hand zu sehr in unrhythmischer Bewegung. Die Gestik vertikal, nicht horizontal.

Haltestelle Maiffredygasse. Leute steigen ein, andere aus. Ich verliere den Mann kurz aus dem Blickfeld. Mir fällt jetzt auf, dass er seinen Sitz strategisch günstig gewählt hat. Der Einzelsitz befindet sich unmittelbar vor der Innenverkleidung des Gelenkübergangs. Meine Neugier beginnt, mir lästig zu werden. Ein letzter Blick ... Ich tue so, als ob ich mir die Schnürsenkel meines Schuhs fester zubände, schiegle nach rechts. Mir bleibt kurz die Luft weg. Mit der größten Gelassenheit und mithilfe eines schwarzen Graffiti-Markers beschmiert er die Wandflächenverkleidung unter dem Wagenfenster. Wenn es bloß das wäre! Aber was dieser Idiot hier malt, ist das Hakenkreuz! Und wohl als besondere Krönung dieser geistesumnachteten Aktion ergänzt er das Nazi-Symbol in fetter Balkenschrift mit dem unseligen Völkerhass-Klassiker: »Juda verrecke!«

Ein Zittern durchläuft mich, meine Hände ballen sich zu Fäusten. Ich blicke mich um. Niemand sonst nimmt